

Nr. 221. Bromberg, den 16. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(5. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die Mutter empfing ihn schlecht, sehr schlecht. Wohl hörte sie ihn ruhig an, ohne Schimpf und Schlag, aber Prügel wären dem Jungen lieber gewesen. Frau Rosel tat, als wäre er nicht zu Hause, sie würdigte ihn keines Worts und Blicks, sie klagte nicht, nur Nachts hörte er sie in ihrer Kammer stöhnen. Und weil er ja guten, weichen Herzens war, so wirkte gerade dieser stumme Schmerz tiefer auf ihn als jede laute Züchtigung.

Eines Morgens warf er sich ihr weinend zu Füßen.

„Tritt mich, schlag' mich,“ schluchzte er, „aber dann sag', was ich nach deinem Willen tun soll!“

Die Frau schüttelte finster den Kopf.

„Es kommt ja doch alles, wie es kommen muß!“

„Was meinst du, Mutter?“

„Später — morgen — ich werde nachdenken!“

Das Geheimnis seiner Geburt war ihr fast auf die Lippen getreten, sie drängte es zurück.

Am nächsten Morgen hatten Mutter und Sohn eine lange Unterredung. Rosel drang in den Zerknirschten, ihr zu sagen, welchen Beruf er selber wünsche.

„Was du willst, Mutter,“ war seine Antwort.

Aber als sie nicht abließ, meinte er zögernd: „Am liebsten schau ich mir die Leut' an und mach' ihnen dann nach, oder denk' mir, was sie tun würden, wenn ihnen ein Schmerz widerfahren möchte, oder eine Freude, oder ein Schreck, oder wenn sie betrunken wären. Geschichten hör' ich gern und weiß sie auch sehr gut zu erzählen — die Leut' lachen, daß ihnen der Bauch wackelt. Und dann möcht' ich herumreisen! Sobald ich jemand gut kenne, geht er mich nichts mehr an ...“

Die Frau nickte fortwährend, während er so sprach.

„Ja, ja,“ flüsterte sie dumpf, „so, genau so habe ich es mir gedacht!“

Aber dann richtete sie sich hoch auf; noch einmal wollte sie den Kampf aufnehmen mit dem ererbten Dmäon.

„Davon kann man nicht leben,“ sagte sie mit harter, schneidender Stimme, „hast du nie daran gedacht, dir dein Brot zu erwerben?“

„Nein,“ gestand er.

„Aber es muß ja sein!“

„Dann möchte ich am liebsten Fuhrmann werden,“ sagte er zaghaft. „Da kommt man weit herum, sieht viele Menschen, und während man die Pferde lenkt, kann man sich so Geschichten ausdenken.“

Frau Rosel stimmte weder dafür noch dagegen, sie stritt einen schweren Kampf. Endlich entschloß sie sich, des Knaben Wunsch zu erfüllen. Wer sich aus einer reißenden Strömung retten will, dachte sie, darf nicht gegen sie schwimmen, sondern mit ihr und zugleich langsam dem Ufer zu. Das erwählte Gewerbe tat dem unsteten Sinn des Knaben Genüge, und er blieb dabei doch in geordneten Bahnen.

„Noch zwei Jahre,“ hoffte sie, „dann suche ich ihm ein braves Weib und es behagt ihm schließlich selbst nicht mehr, so ewig auf der Landstraße umherzukollern.“

Und wieder schickte sich anfangs alles gut. Sender kam zum ersten Lohnfuhrmann von Barnow, Simche Turteltaub, einem lustigen, kreuzbraven, ewig durstigen Menschen. Herr und Knecht paßten zusammen, vertrugen sich vortrefflich, lachten an einem Tage mehr als alle übrigen Juden von Barnow in der ganzen Woche und gewannen sich tägiich lieber.

Nach zwei Monaten brachte es Sender so weit, daß ihm der Herr sein eigenes Fuhrwerk auf größere Reisen anvertraute; nicht umsonst war schon in seinen frühen Knabenjahren der Fedko sein guter Freund gewesen.

Im übrigen blieb der Bursche, wie er gewesen; immer lustig, nicht immer harmlos, voll von Possen und Tücken. Nur daß ihm mit den Jahren die Kunstfertigkeit zunahm und da er nun auch wirklich viel Zeit hatte, sich „Geschichten“ auszudenken, wenn er so von Barnow nach Tarnopol fuhr, oder durchs Flachland gegen die Berge Pokutiens, so ward er bald im ganzen Lande im gleichen Sinne bekannt, wie früher in Buczacz. Der „Pojaz“ — sie nannten ihn nirgendwo anders, und so groß war der Ruf seiner Streiche, daß er noch heute nicht erloschen ist. Tolle Streiche, in denen gleichwohl ein Fünklein Vernunft oder Gerechtigkeitssinn nicht zu verkennen war.

Er hatte dieselbe Empfindung darüber, mehrere Jahre später pflegte er selbst zu sagen: „Schändlich habe ich's getrieben, aber zu schämen brauch' ich mich nicht.“

Das war die Einleitung, und dann begann er zu erzählen: „An der Grenze, in Skalat, war ein kaiserlicher Finanzkommissär, Meyringer hat er geheißen, der war schlauer als alle armenischen und jüdischen Schmuggler zusammengenommen. Die Regierung schickt ihn hin, damit er dem Treiben ein Ende macht, und gibt ihm viele Grenzwächter mit, sogar eine Kompagnie Militär. Er aber läßt die Soldaten ruhig in der Kaserne, geht zu den Leuten hin, die dieses Geschäft in der Hand haben, und sagt ihnen: „Wenn ich euch abfasse, habt ihr nur Schaden und ich keinen Nutzen! Verständigen wir uns!“ Das ist den Schmugglern nicht neu, sein Vorgänger hat es ebenso gemacht, sie bieten ihm dasselbe: ein Viertel vom Nutzen. „Gut,“ sagt er, „aber ihr versprecht es mir schriftlich und was ich ungefähr jährlich erwarten darf.“ Das fällt ihnen auf, dann aber denken sie: „Er ist doch ein Beamter! Wenn er sich nicht schämt und fürchtet, einen solchen Vertrag zu machen, warum wir?“ Und sie tun's.

Zwei Tage darauf sitzen sie alle im Kriegsgefängnis in Barnow. Der Meyringer hat sie angezeigt, die Verträge vorgelegt. Sie kommen ins Zuchthaus, müssen den früheren Schaden ersetzen, und der Meyringer bekommt zur Belohnung ein Drittel davon. Das Militär kann abrücken, der Schmuggel hat aufgehört, denn die Schmuggler sitzen ja alle, und der Meyringer wird Oberkommissär und kriegt einen Orden.

Ein anderer wäre zufrieden, aber der Meyringer denkt: „Was fang' ich nun an? Kein Schmuggel, kein Verdienst für mich! Das schöne Geschäft darf doch nicht stille liegen!“ Zwei Monate später wird wieder geschmuggelt, Vieh und Getreide aus Rußland, Salz und Stoffe nach Rußland, und dreimal so viel als sonst. Der Meyringer hat. weil sich kein anderer gefunden hat, die Sache selbst in die Hand genommen — und wie! Er verdient ein Heidengeld dabei, und das Geschäft ist sicher: sollen seine Schmuggler durch die Furt gehen, so warten seine Aufseher an der Brücke und umgekehrt!

Natürlich dauert's nicht lange, und es kommt eine Anzeige an den Kreishauptmann. Ein Oberkommissär wird

abgeschickt und untersucht — umsonst! Man schickt mehr Aufseher, auch Soldaten. Der Schmuggel dauert fort, und den Meyringer abzusetzen ist nicht möglich, weil man ihm nichts beweisen kann. Nun kommt ein Finanzrat aus Lemberg, der tüchtigste Beamte im Land, aber der findet auch nichts.

Zu dieser Zeit bin ich gerade in Skalat und höre diese Geschichte und wie alle Leute den schlauen Schurken verfluchen. „Dem kommt niemand bei!" klagen sie.

Da kommt ein anderer Fuhrmann, Krumm-Avrumele hat er geheißen, und ein großer Gauner war er, zu mir.

„Pojaz", sagte er, „wann fährst du nach Barnow zurück?"

„Morgen früh", sag' ich.

„Und heut' nacht?"

„Schlaf ich und ruhen die Pferde!"

„Hättest du nicht Lust, heut' nacht etwas Besonderes zu verdienen? Dein Fuhrherr muß es nicht erfahren. Deinen Wagen brauche ich nicht, aber dich und die Pferde!"

Ich weiß gleich, was dahinter steckt, denn alle Leute sagen ja, daß Krumm-Avrumele für den Meyringer schmuggelt.

„Wohin soll ich kommen?"

„Schlag zehn ins Wirtshaus in Rossow. Aber du schweigst darüber!"

„Natürlich! Abgemacht!"

Nun überleg' ich mir die Sach'. Also in Rossow sammeln sich die Schmuggler. Dann fahren sie natürlich ins nächste russische Dorf, nach Klobowka, dort wird aufgeladen. Vor Morgengrauen müssen sie zurück sein. Dann können sie also nur den kürzesten Weg zurücknehmen, über die Rossower Brücke. Sind der Finanzrat und seine Leute gegen zwei Uhr früh dort, so fangen sie den Transport ab. Dem Schurken, dem Meyringer, gönn' ich's. Also muß ich's dem Rat sagen.

Ich geh' ins Wirtshaus, wo der Rat wohnt, zum dicken Froim.

„Der Herr Rat ist in der Kasern'," sagt mir der, „heut' wird er wieder die ganze Nacht mit dem Meyringer und den Aufsehern herumkutschieren und am Morgen mit langer Nas' heimkommen. Der Schuft foppt ihn, wie er will, und der Herr Rat glaubt ihm doch!"

„Böse Sach'," denk' ich, „dann glaubt er auch mir nicht!"

Da kommt der Kutscher vom Rat in die Stub' und läßt sich ein Glas Schnaps einschenken.

„Severko," sagt der dicke Froim, „du hast genug! Wie willst du heut' nacht kutschieren?!"

Ich schau mir diesen Severko an, und richtig — er steht kaum noch auf den Beinen.

„Froim", sag' ich zum Wirt, „gebt ihm so viel Schnaps, wie er will. Es ist ein gut Werk!"

„Bist du verrückt?" fragt er.

„Tut's," sag' ich und bitt' so lang, bis der Kerl eine ganze Flasche bekommt. Und eine halbe Stunde darauf eine zweite.

Es wird Abend, der Regen gießt in Strömen, der Rat kommt mit dem Meyringer, um abzufahren, aber die Pferde stehen im Stall und der Severko liegt unter dem Tisch. Der Rat wettert, da biet' ich mich an. Der Wirt steht für mich gut. Er nimmt's an. Eine Viertelstunde später fahren wir ab.

„Vor die Stadt!" wird mir befohlen.

Bei der Kaserne schließen sich uns sechs andere Wagen an mit Aufsehern und Soldaten.

„Ihr fahrt uns nach," befiehlt der Rat, und mir: „Nach Dolnice!"

Das Dorf liegt zwei Stunden vom Städtchen und vier von Rossow — der Schurk' führt uns wirklich in die entgegengesetzte Richtung. Aber da läßt sich nichts machen — ich fahr' auf Dolnice zu, wenn auch langsam. Die Nacht wird immer finsterer, der Regen stärker, bei der ersten Seitenstraße bieg' ich ab. Der Meyringer merkt's.

„Wohin?" ruft er.

„Der Weg ist kürzer, lieber Herr!"

„Aber du wirst dich verirren!"

„Behüte!"

Und fahr' und fahr' im großen Bogen ums Städtchen gegen Rossow und die sechs Wagen hinter mir her. Der Meyringer wird ungeduldig.

„Wo sind wir?"

„Bei Dolnice!"

„Aber dort ist ja kein Wald."

Ich schweig' und fahr' zu. Vom Rossower Kirchturm schlägt's — ein Uhr, wir sind dicht am Dorf.

„Du Judenhund, du hast dich verirrt."

„Ja, Herr!"

„Und wo sind wir?!"

„Ich weiß nicht, aber dort schimmert Licht!"

Das Rossower Wirtshaus! Aber das Nest ist ja schon leer, ich fahr' weit daran vorbei, der Grenze zu. Nach einer halben Stunde fängt der Meyringer ordentlich zu toben an.

„Halt — halt!"

Auch der Rat schimpft und schreit, ich tu', als hör' ich's nicht. Sie schlagen das Leder zurück und prügeln mit den Stöcken auf mich ein, ich tu', als spür' ich's nicht, sondern fahr' zu — immer näher der Rossower Brücke.

„Halt! halt!"

Es nützt ihnen nichts. Da seh' ich uns endlich etwas Dunkles entgegenkommen: einen Lastwagen! Gottlob, da sind die Schmuggler! Ich halte, die beiden stürzen hervor, die Aufseher sammeln sich um sie.

„Wo sind wir?"

„An der Rossower Brücke, Herr Rat!" sag' ich. „Und dort kommt der Transport!"

Einige Minuten darauf waren die Schmuggler gefangen, und am nächsten Morgen sind sie samt dem Meyringer in die Kreisstadt geschafft worden, nach Zaleszczyki. Eine Belohnung habe ich nicht verlangt und nicht bekommen — mir war's genug, daß alle Leute gesagt haben: „Ein Bursch' von achtzehn Jahren! — einen Kerl wie den Pojaz hat's noch nie gegeben!"

Noch ungleich stolzer aber war er auf den folgenden Streich.

„In Tarnopol war ein steinreicher Greis, Chaim Burgmann, ein geiziger, hartherziger Mensch. Seiner verstorbenen Schwester Kinder waren bettelarm, aber er hat ihnen nie einen Kreuzer zukommen lassen von seinem Überfluß.

Einmal mietet er mich nach Zloczow, wir fahren die ganze Nacht hindurch. Und wie ich ihn so hinter mir schnarchen höre, fällt mir seine Schwester Lea ein, die ich sehr gut gekannt habe — von Buczacz her — und ich denke: dem Alten ist etwas zu gönnen und — den armen Kindern auch!

So schreie ich plötzlich laut und hohl, ganz mit der Stimme der Lea: „Du alter Lump, warum läßt du meine Kinder verhungern?"

Mein Chaim fährt auf.

„Gott mit uns!" schreit er, „was war dies für eine Stimme?"

Ich schweige, er murmelt etwas und liegt wieder still da. Da wag' ich's noch einmal.

„Chaim! Meine Kinder hungern!"

Nun hat er's deutlich gehört, entsetzt fährt er auf.

„Was war das? Kutscher, hast du nichts gehört?"

„Ja," erwidere ich mit zitternder Stimme, „plötzlich hat ein kalter Wind durch den Wagen geweht — und eine schreckliche Stimme . . ."

Dem Alten sträubt sich das Haar, zitternd setzt er sich neben mich auf den Bock und fängt laut zu beten an. Aber am anderen Tage hat er zehn Gulden nach Buczacz geschickt und von da ab jeden Monat . . ."

Seine rühmlichste Tat freilich dünkte ihm die folgende:

„In Kopeczynce war ein reicher Verwalter, der Herr Tuskowski. Der hat eine einzige Tochter gehabt, das Fräulein Waleria. Das Mädchen war recht schön, aber stolz, als wär' sie von Gold, und hart, als wär' ihr Herz von Stein. Sie war die eigentliche Verwalterin, und wenn ein Mädchen auf dem Hofe ein Unglück gehabt hat, ein kleines Unglück, so hat sie die Arme fortgejagt ohne Erbarmen!

Was tut aber Gott?!

Gott schickt Husaren nach Kopeczynce und läßt den Rittmeister einen schönen Mann sein. Und nach einigen Monaten wird die stolze Panna (polnisch: Fräulein) selbst blaß und kränklich und doch täglich runder. Natürlich verbirgt sie es ängstlich und ist noch viel strenger gegen andere, so grausam streng, daß es kaum zu sagen ist!

Wie ich einmal nach Kopeczynce komm', erzählt mir Mortche der Schenker die ganze Geschichte und sagt: „Heute nachmittag gibt sie wieder eine große Unterhaltung im Gartenhaus, um die Herrschaften zu täuschen."

Ich hör's an, spann' ein, fahr' nach Tluste und nehm' mir die beiden Hebammen mit, die jüdische und die christliche: „Zum Fräulein Tuskowska! Eine schwere Sache, sie braucht euch beide!"

Vor dem Garten lad' ich die bleiben alten Weibsbilder ab: „Da hinein! Um Gottes willen — eilt euch!"

Atemlos keuchen sie hinein und fragen vor der ganzen Gesellschaft, wo denn die Panna Waleria ist, die sie so dringend braucht.

Natürlich hat sie sie hinausgeworfen und ich selbst bin mit genauer Not den Knechten des Herrn Tuskowski entgangen. Aber am nächsten Morgen ist die Panna Waleria aus Kopeczynce abgereist und nie wiedergekommen..."

Bis in sein zwanzigstes Jahr ging dies Treiben fort. Da wandelte ihn ein jäher, zufälliger Eindruck und warf ihn in neue Bahnen. Auch dies sei mit seinen eigenen Worten berichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der tausend Tempel.

Von Albert Schweitzer.

Was Mekka für den Islam, Kandy für den Buddhismus, das ist Benares für die Brahmanen. Mehr noch. Benares ist die Hochburg und Geburtsstätte des Brahmanentums, aber zugleich auch das Herz eines jeden religiösen Pulsschlages. Hier laufen alle die zahlreichen Fäden indischer Kultur und religiösen Empfindens zusammen. Hier sind alle Götter und Götzen des weiten indischen Himmels vereinigt, die in kaum faßbarer Zahl als Inkarnation des höchsten Wesens Gestalt angenommen haben. In dieser großen Tempelstadt mit ihren mehr als tausend Tempeln findet der Hindu des Himalaya ebensogut die Schutzgötter seiner Heimat wie der Eingeborene von der Küste des Bengalischen Meerbusens, denen er seine Opfer darbringt. Die Millionen Götter des Brahmanentums sind hier um den großen Schiwa versammelt, den Herrn des Lebens und des Todes, den Schöpfer und Vernichter, dem die blutige Göttin Durga beigesellt ist. Daneben thront Wischnu und Ganescha, der mächtige Gott mit dem Elefantenkopf, Hanuman mit dem Affengesicht und unzählige andere Götter.

An der schärfsten Biegung des heiligen Ganges baut sich Benares, diese wunderbare, seltsamste aller Städte amphitheatralisch auf, emporsteigend von den Treppen und Terrassen am Strome zu Tempeln und Palästen, Kuppeln, Minaretts und Pavillons. Und über all dem thront wie eine Königin, glitzernd und feindlich die imposante riesige Aurangzep-Moschee mit ihren zwei hohen, schlanken Minaretts. Der heilige Ort der Pilger sind die Gats, die Treppen, die steinernen Symbole des Niederstieges vom Ureinen, vom Vergänglichen in das ewige Element des Wassers. Mit Stolz nennen die Hindus diese seltsame Stadt Warânasi, die Stadt, die das beste Wasser hat. Ich möchte aber keinem Europäer zumuten, dieses Wasser zu trinken, in dem der ganze Schmutz von Benares schwimmt; dieses Wasser, das die stinkenden aufgedunsenen Leiber der Heiligen und Aussätzigen bespült. Am heiligen Ganges zu leben ist dem Hindu ein Glück, in seinen Fluten zu sterben, ein Bedürfnis.

Benares hat achtundvierzig nebeneinanderliegende Treppen oder Gats, die über die steile Uferböschung zum Wasser führen. Besonders interessant ist das Manikharnika-Gat. Den Namen gab ihm sein heiliger Brunnen, in den Mahadawa, eine Inkarnation Schiwas, seinen Ohrring warf. Dicht neben diesem Gat liegt der Verbrennungsplatz. Hier werden täglich zwanzig bis dreißig Menschen verbrannt. Seit Jahrhunderten spiegelt der Ganges solche Feuer, seit Jahrhunderten werden hier ganze Generationen und Dynastien, ja, ganze Völker zu Asche. Und immer standen die Hinterbliebenen ebenso wie gestern und heute, gleichgültig und lächelnd, so ohne sichtbaren Schmerz dabei. Den Hindu scheint keine Angst vor dem eigenen Schicksal zu befallen, kein Grauen zu berühren. Hier trägt der Tod eine andere Maske, bedeutet ein anderes Sterben. Dem Hindu liegt nichts am Körper, die Seele ist es, um die er sich kümmert, mag der Leib ruhig sterben. Und so sehr achtet er die Seele auch in ihrer tiefsten Verdammnis, daß er Schlangen Töpfe mit Milch hinstellt, im Glauben, daß ein Urahne in ihnen lebt.

Täglich spielt sich hier jenes wundervolle Schauspiel der Sühne ab, das grandioser ist in seiner Inbrunst als alle Riten abendländischer Religionen. Noch bevor die ersten Strahlen der Sonne die Tempelstadt treffen, schreiten hochaufgerichtete Gestalten feierlichen Schrittes die Stufen hinab zum Bade. Je höher die Sonne steigt, um so toller und bunter wird das Leben und Treiben am Ufer. Frauen in roten und blauen Togas tauchen ehrfürchtig in die schlammig-gelben Fluten, während auf den von Wasser triefenden Bronzegestalten der Männer die Strahlen der Sonne tausendfach glitzern. Immer mehr Menschen strömen herbei; Schiffe und Barken beginnen auf der blanken Fläche zu flirren; am Ufer tauchen zwischen gelben und grünen Schirmen die Brahmanen auf. Ihre Tische sind überhäuft mit Blumen und Früchten, den frommen Geschenken, für die sie als Dank den Gläubigen das grelle Zeichen Schiwas, die Keule oder die Schmetterlingsflügel weiß auf die dunkle Stirne malen.

Der Hindu, der gleich allen anderen Naturvölkern Vorsorge für die Zukunft nicht kennt, nimmt Entbehrungen eines ganzen Lebens, Mühsale und Strapazen härtester Art auf sich, um einmal nach Benares pilgern zu können. Jahrzehnte spart er und kann er trotzdem den lächerlich geringen Fahrpreis nicht erschwingen, dann wandert er zu Fuß — barfüßig natürlich, seine Steppdecke, seine kupferne Lota (zum Trinken), sein Kochgeschirr mitschleppend durch den gelben Lehm der Ebenen. Des Nachts schläft er, wo er gerade ist. Und wenn er zu Tode ermattet, es ist ihm gleich, wenn er nur Benares noch lebend erreicht.

Nach dem Bade wallen die Pilger langsam und feierlich, mit Blumen in den Händen, durch die engen, schmutzigen Gassen dieser seltsamen Stadt zu den heiligen Brunnen, Tempeln und Altären, die in einem labyrinthischen Gewirr zahlloser Gäßchen nebeneinanderliegen. Vorbei geht der Weg an den glotzenden Götzen aus Erz und ockergelbem Ton, vorbei an einem Heer von Bettlern, denen Reis und Früchte in die erhobenen Schürzen geworfen werden, vorbei an kleinen Geschäften, die vollgepfropft sind mit Idolen und Bildern des Heiligtums.

Während am Gangesufer ein wunderbar ergreifendes Schweigen herrscht, lärmen hier oben am Eingang des goldenen Tempels zahlreiche Fakire zwischen den Tieren. Hier ist es fürchterlich. Die Gassen sind kaum so breit wie Menschenschultern. Unaufhörlich strömen Menschen durch das offene Tor des Tempels, aus dem der betäubende Duft welkender Tuberosen und Goldnelken sickert. Die heiligen Kühe des Tempels gehen aus und ein, jeder weicht den plumpen Tieren ehrfürchtig aus, bietet ihnen Gras und grüne Stengel und immer neue Menschen strömen herbei, überall betet dieses unbegreifliche Volk zu seinen Millionen Göttern. Nicht weit davon ab befindet sich der Durgatempel. Hier reißen dreihundert heilige Affen dem Besucher frech und wild die Futterkörner aus der Hand und den Hut vom Kopfe.

Das ganze Leben dieser Stadt richtet sich nach den Bedürfnissen der frommen Pilger. Zahlreiche Brahminen stehen ihnen zur Verfügung, begleiten sie auf ihren Opferwegen, sprechen für sie die wirksamsten „Mantras" oder Gebete, unterziehen sich der schwersten Buße und Askese und martern den Leib, damit die Pilger selig werden. Eine große Anzahl Gasthöfe und Speisehäuser sorgen für die bestimmte Nahrung. Ganze Straßenzüge hindurch gibt es nichts als Buden, in denen Messingtöpfe für die Waschungen, Blumen und Reis für Opfergaben und kleine, bronzene Götzenbilder zur Erinnerung an die Pilgerfahrt verkauft werden.

Erst in den vom Tempelviertel weitabliegenden Straßen wird es etwas ruhiger. Hier liegen die zum Trocknen aufgeschichteten Kuhmistfladen, die als Heizmittel verwandt werden. Hier befindet sich auch das Hindu-College, wo die indischen Gelehrten, die Mystiker, die Theosophen leben, die barfuß mit entblößter Brust, mit Brillen und in Hüfttüchern die heiligen Schriften lesen.

Am Ufer des Ganges stehen die Paläste der Maharadschas, die ihre frommen Ahnen vor langer Zeit erbauten. Und zwischen all der Wirrnis schmutziger Gassen, phantastischer Hänserreihen und hin- und herwimmelnder Menschenmassen, entfaltet sich jenes exotisch wundervolle Bild orientalischen Lebens, das sich wohl nirgends so farbig und rein erhalten hat als in Benares, wo jede Berührung mit dem Fremden als Verletzung der Gottheit gilt, und wo wie ein letzter Rest der vieltausendjährigen Vergangenheit die magischen Wunder der indischen Völkerwiege sich offenbaren. Bis in die urältesten Zeiten menschlicher Geschichte reicht die Erinnerung an Benares zurück, an die heilige Stadt Kaschi, die Glänzende, an jener bevorzugten Stelle gelegen, an der der Ganges nach Norden umbiegt; von den Strahlen der aufgehenden Sonne zuerst getroffen, schien die Stadt vorbestimmt zu der Wohnstätte Schiwas. Jahrtausende sind über die Stadt dahingerauscht, Buddha hatte hier einen Tempel, dessen Ruinen in dem ältesten Teile der Stadt Sarnath noch aufragen, der Islam hat sich hier eine große Moschee mit stolzen Minaretts erbaut, aber nichts hat die Stärke des brahmanischen Kultes und die uralte Tradition des Hinduismus zu erschüttern vermocht.

Das einzige, was unser Verstand einigermaßen erfaßt, das sind die weltberühmten Benaresarbeiten, die als Kunstwert im Gewerbe aller Länder den ersten Rang einnehmen. Die wunderbar feinen Kupferziselierungen und Messinggravierungen sind alle mit der Hand, mit ganz rohen Werkzeugen gemacht. Noch wertvoller sind die Benares-Brokate. Eine Fülle von Schönheit, Abwechslung und Phantasie liegt in diesen dünnen, fast wie aus Mondscheinstrahlen gewebten Schleiern aus Gold-, Silber- und spinnwebfeinen Farbfäden süßester Schattierungen, in diesen schweren, handgestickten Seidenbehängen, metallisch irisierenden Decken, in diesen mannigfaltig gemusterten Gewändern, die als Staatsroben oder Kostüme indischer Schauspieler und Tempeltänzerinnen Verwendung finden.

Noch weit draußen im Hotel, das außerhalb dieser seltsamen Tempelstadt im Schatten mächtiger Boobäume liegt, findet man nicht die so notwendige Ruhe nach all der Wirrnis des Grotesken, Unfaßbaren, Niegeahnten und Erschütternden dieser Stadt der tausend Tempel.

Eine Gesundheitsprobe durch Einhaltung der Atmung.

Wenn man einen Freund oder Bekannten sieht, der seine Nase mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zusammendrückt und gleichzeitig die Lippen zusammenpreßt, sowie gleichzeitig den Sekundenzeiger seiner Uhr beobachtet, so braucht man nicht gleich zu denken, daß er sozusagen verrückt geworden ist.

Er nimmt nur eine durchaus ernst zu nehmende Probe vor, ob es für ihn ratsam erscheint, einen Arzt zu konsultieren.

Der gesunde Mensch kann nämlich sein Atmen 50 bis 60 Sekunden lang anhalten, wenn er vorher einen langen und tiefen Atemzug tat, und 40—50 Sekunden lang, wenn er dies nicht getan hat. —

Die Ärzte wissen, daß die Länge der Zeit, während welcher ein Patient den Atem anhalten kann, der an der einen oder anderen Krankheit leidet, ein gutes Anzeichen für eine Diagnose bildet. —

Herzkranke — nach dem allgemeinen Begriff — müssen schon am Ende von 15 Sekunden Atem holen. — Das gleiche ist der Fall bei Menschen, die an der Brightschen Nieren-Krankheit bedenklich leiden. —

In Fällen von Lungenentzündung und Schwindsucht ist Atemlosigkeit ein Punkt, der bei der Beurteilung des Falles ernstlich in das Gewicht fällt. —

Für eine Anwendung von Betäubungsmitteln muß der behandelnde Arzt oder der operierende Chirurg genau wissen, was das Herz des Patienten aushalten kann. Es existieren freilich Instrumente feinster Art, um das festzustellen, aber auch die primitive Atemprobe gibt bereits ein gutes Bild.

Zusammenfassend kann man nur kurz sagen, die Atemprobe zeigt an, ob zu wenig Oxygen oder zu viel Kohlen-Dioxyd vorhanden ist.

Wenn der Herzmuskel sich in schlechtem Zustande befindet, kann er das Blut nicht wirksam genug pumpen. Wenn das Blut nicht mit genügender Geschwindigkeit durch die Lungen gepumpt wird, wird nicht genug Oxygen herbeigeschafft. —

Die Atemproben sind übrigens in keiner Weise gefährlich. —

Aussterbende Tiere.

Mehr und mehr stellt sich heraus, daß der gesetzliche Schutz von wildlebenden Tieren in vielen Fällen nicht ausreicht und private Initiative die Lücken ausfüllen muß. Der Naturdenkmal-Schutzverein einer westfälischen Mittelstadt richtete an alle Förster und Jäger seines Bezirks ein vorbildliches Rundschreiben, worin für gewisse Tiere Schutz erbeten wird. Das Schreiben hat sogar im Ausland Beachtung gefunden. Hirsche, Rehe, Birkhühner, Dachse, Edel- und Baummarder sind in der Anzahl so stark zurückgegangen (die Wildkatze ist nahezu ausgerottet), daß alle Kräfte zusammenarbeiten müssen, um jene Tiergattungen zu erhalten. Dazu ist es notwendig, daß auch während der gesetzlichen Jagdfrist Hirsche und weibliche Rehe geschont werden. Einer im Mai dieses Jahres erlassenen Provinzialverordnung zufolge ist der Fang und die Tötung der Wildkatze, des Baummarders und des Dachses in Westfalen während des ganzen Jahres verboten. Und dringend notwendig ist auch ein energisches Verbot der Jagd auf Zwergotter und Fischotter. An Vögeln kommen für freiwilligen Schutz während des ganzen Jahres in Betracht: Fischreiher, Wasserhuhn, Birkhuhn, Wiedehopf, Kiebitz, Strandläufer, Wachtel, Eisvogel, Nachtschwalbe, Goldfink, Falke, Weihe und verschiedene Adlerarten. Von der Schonung auszuschließen sind wegen ihrer Schädlichkeit der Habicht, der Zwergfalke und der Sperber, welche Vögel überdies noch recht häufig angetroffen werden.

Es wäre sehr zu wünschen, daß überall der Schutz der auf dem Aussterbeetat stehenden Mitglieder unserer Fauna entsprechend ausgeübt wird.

Der Wurstbaum.

Von Walter Harlan.

Vor zwei Jahrzehnten, als unser Sohn Peter noch nicht in die Schule ging, da legte seine Mutter mal Sonntags auf sein Frühstücksbrot eine große Scheibe rosarote Cervelatwurst, ganz weiche. Als er nun im Garten dieses Ungewöhnliche verzehrte, fand seine Zunge etwas kleines Rundes. Erschrocken machte er den Mund weit auf, zwei Finger nahmen das kleine Runde heraus. Schwarz war es. Was ist das?! — Da leuchteten Peters Augen. Aha! — Aber er dachte etwas Falsches.

Er holte seinen Rechen und füllte seine Gießkanne. Nämlich er hatte damals hinten zwischen der Laube und der Mauer sein Beet mit einer kleinen Bank dabei, die niemand wegtragen konnte, denn mit vier Holzpflöcken steckte sie in der Erde. — Peter machte ein Loch in sein Beet mit seinem Daumen, legte die schwarze Kugel hinein, harkte das Loch wieder zu, und die ganze Gießkanne goß er aus auf das Geheimnis. Nun saß er auf seinem Bänkchen mit weitoffenen Augen. Er sah ganz deutlich einen großen, schattigen Baum, der hing über und über voll rosaroten, großmächtigen Gurken. Nun wird er jeden Tag Cervelatwurst essen, früh, mittags und abends, bis es ihm langweilig wird! — Und nachher wird er auch der Mutter eine von diesen selbstgezogenen Würsten schenken, — nicht gerade die dickste oder die längste, doch eine anständige. — —

Ja ja. Der eine möchte Rekordboxer werden, mit einem häufigen Tageseinkommen von zehn Millionen Dollar, ein anderer möchte vielleicht ein paar Geschichten oder Gedichte schreiben, Menschenherzen auch später mal einheizen, wenn seine erledigten und langweiligen Knochen schon längst im Allerkühlsten liegen. Ach, es gibt Leute . . . man könnte streiten, ob ihre Haare grau sind oder schon weiß, aber von früh bis abends laufen sie noch mit ihrer Gießkanne. Auch sind sie voller Possen und meistens heiter, unerklärlicherweise.

Bunte Chronik



* **Neue Opfer eines Zyklons.** Eine Katastrophe von furchtbarer Tragik ereignete sich in der kleinen Ortschaft Laplata, in nächster Nähe Washingtons. Ein gewaltiger Zyklon, der mit großer Plötzlichkeit hereinbrach, erfaßte das kleine Schulgebäude des Ortes und fegte es buchstäblich vom Erdboden weg. Zwölf Kinder im Alter von sechs bis dreizehn Jahren waren sofort tot, ebenso zwei Erwachsene. Die übrigen Schulkinder, — zurzeit der Katastrophe befanden sich etwa 50 Knaben und Mädchen in dem Gebäude, — sind mehr oder weniger schwer verletzt worden. Die übrigen Häuser des Dorfes ließ der Sturm unbeschädigt.

•

* **Die Gruft der Mutter des Königs Cheops entdeckt.** Nach Meldungen aus Kairo ist die Gruft, die der Ägyptologe Reisner von der Harvard-Universität in der Nähe der großen Pyramide von Giseh entdeckt hat, jetzt definitiv als die Gruft der Königin Hetepheres, der Mutter von Cheops, anerkannt worden, der die ganze Pyramide ungefähr 2800 v. Chr. erbauen ließ. Der Alabastersarkophag, der 1600 Jahre älter ist als der Tutanchamons, soll im Dezember geöffnet werden. Die Königin war die Gattin des Snefru, des ersten Königs der vierten Dynastie, und die Inschriften zeigen, daß sie zuerst in der Nähe der Pyramide ihres Gatten zu Dahsur beigesetzt war. Diese Gruft wurde ausgeraubt, worauf Cheops die Mumie seiner Mutter in seine eigene Pyramide bringen ließ. Das Memorandum, das Reisner über die gefundenen Gegenstände ausgearbeitet hat, umfaßt 1200 Seiten. Der interessanteste Fund ist ein goldener Juwelenkasten mit dem Namen der Königin, der vierzig silberne Beinreifen enthält, die von der Fußfessel bis zum Knie über die Beine passen. Ferner enthielt die Gruft das ganze Mobiliar der Königin, das aus Holz mit goldenen Einlagen bestand. Das Holz ist von Ameisen weggefressen, nur die goldenen Ornamente der Einlagen blieben noch übrig.

•

* **Seltener Mut.** König Dionysius von Sizilien hielt sich für einen bedeutenden Dichter, in welcher Annahme er durch die Hofschranzen lebhaft bestärkt wurde. Nur der Gelehrte Philoxenes hatte den Mut, seine gegenteilige Meinung offen und unverblümt auszusprechen. Das erbitterte den Tyrannen derart, daß er den Gelehrten wegen seiner mutigen Kritik auf die Galeere schickte. Doch gelang es einflußreichen Freunden des Gelehrten, den König zu bewegen, Philoxenes in Freiheit zu setzen. Kurz darauf lud ihn Dionysius zu einem Gastmahl ein, bei dem er eigene Gedichte vortrug. Danach fragte der Tyrann den Gelehrten mit hämischem Lächeln, wie ihm nunmehr diese Gedichte gefielen. Philoxenes wandte sich lächelnd nach der Leibwache um und sagte: „Bringt mich nur wieder auf die Galeere zurück!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.